

Zum Sonntag / Unterhaltungsbeilage des „Sächsischen Erzählers“

Klärung.

Schuf nicht Gott das Meer der Sterne?
Sob er nicht die Macht der Triebe?
Schuf er nicht den Drang zur Ferne
Und das Wunder un'rer Liebe?

Wandelnd müssen wir uns klären —
Aus dem Rauch zur reinen Flamme,
Wie ihr Brennen uns verzehren,
Eingefügt im Volk und Stamme.

Grenzen sind uns all gegeben,
Dah wir still den Aker bauen
Und aus unserm Erdenleben
Sehend in die Sterne schauen.
Ferdinand Oppenberg.

Der Letzte.

Skizze von Ernst Jahn.

Mauriz Felber hat sich ins Innere seiner alten Droschke gesetzt. Es beginnt leise zu schneien, und der alte Mauriz ist müde und schläfrig. Wenn ein Fahrgast kommt, wird der mich schon wecken! denkt er und sieht sich zum Ueberflus noch einmal um. Aber niemand ist in der Nähe, der etwas von ihm will.

Ueber die Hauptstraße tobt der Lärm der Großstadt, Kraftwagen, Straßenbahn, Knarren der Lastwagenräder und der sumrende Wirrwarr des Fußgängerverkehrs. An der Ecke, wo die alte Kanonengasse in die laute und vornehme Straßenschwester mündet und wo der Droschkentischer selber seit dreißig Jahren seinen Halteplatz hat, ist es still und fast menschenleer. Nur die kleine Anneliese, Mauriz' Enkelin, blond, dunkeläugig, ein warmes Wolltuch um den Oberkörper gebunden, kommt die Gasse heruntergelaufen. Sie rennt häufig dem Großvater nach und kennt keine größere Freude als, wenn er nicht auf Fahrt ist, in sein Fuhrwerk zu klammern und sich einzubilden, dieses sei ausgerechnet für sie da.

Schon steht sie jetzt auf dem Trittbrett, das hübsche Gesicht stundenlang. Eine Strähne ihres Ringelhaars fliegt gelöst an der zarten Wange. „Schläfst, Großvater?“ fragt sie den in seinen dicken Radmantel gebuckten Alten.

„Beinahe“, brummt er, rückt aber beiseite, um ihr Platz zu machen.

„Fast nicht zu fahren?“ fragt sie redselig.
„Noch kein einziges Mal heute“, klagt er und gähnt dazu, obgleich er kein lauer Mann ist. Er fühlt sich heute sonderbar matt und unlustig.

„Das machen die Autos“, meint atkling die Kleine.
„Früher waren wir unser sechzig“, erzählt Felber, fast zu sich selber sprechend. „Jetzt bin ich allein noch da.“

Anneliese sieht sich im Wagen um. Seine Polster sind abgeschabte. An einem Sitzkissen quillt Stroh heraus, und am aufgeschlagenen Verdeck springt das Leder. Sie sieht unwillkürlich auch den Großvater an, aber sie sagt ihm nicht, was sie denkt; sie weiß, er würde feuigen Ausbesserungen kosten Geld; das lohnt nicht mehr. Dann geht ihr Blick über den niedrigen Bod hin zum Pferde, einem Schimmel, der gleich seinem Herrn in wintrigen Hüllen fast ertrinkt.

Der „Kaiser“ ist auch schon alt“, plaudert sie.
Der Gaul, der den hochfürstlichen Namen trägt, steht da wie verpagelt. Kopf und Schwanz hängen zu Boden. Was das für ein ist, tragen die steifen Beine wie einen schweren Sack.

„Bald zwanzig“, bestätigt Mauriz. Dabei sinkt ihm der Kopf seiltlich ans Verdeck.

Die kleine Anneliese macht weite Augen. Dann kommt auch über sie ein Schlafbedürfnis. Kein Wunder — bei dem leisen, wiegenliebhaften Rieseln der Flocken, bei der dumpfen Luft, die unter dem Wagenverdeck herrscht, und bei der Tatsache, daß sowohl der Großvater nicht als auch draußen im Schnee „Kaiser“, das Pferd.

Als die Kleine sich an den Alten heranstellt, legt er, halb düffelig schon, den Arm um sie: „Wickle Dich nur ein!“ murmelt er und legt den schweren Kragen seines Radmantels eng um die Enkelin. Eine sonderbare Wärme durchflutet ihn, wie etwa, wenn er in früheren, guten Zeiten einen ersparten Hunderterschein auf die Bank getragen hat. Die kleine Anneliese gehört zu den Gewinnern seines Lebens. Es ist schön, so etwas Junges, Zutrauliches neben sich zu haben. Er hat das Gefühl, sie recht warm einpacken zu müssen; aber er denkt und handelt eigentlich wie in einem Traum, ohne rechten Willen und ohne die gewohnte Kraft. Das ist seit Tagen so. Das Herz will nicht mehr, sagt der Arzt.

Eine Weile nur, dann schlafen sie beide, der Mann und das Kind.

Still, emsig rieseln die Flocken.

„Kaiser“, der Schimmel, wechselt zuweilen von einem Hinterbein aufs andere, wenn die Last seiner Decke, auf die der Schnee eine zweite weßt, immer fühlbarer wird. Dann rauscht eine kleine Lawine zu Boden. Und wieder manchmal schüttelt „Kaiser“ den Kopf und spitzt die Ohren, auch da den Schnee von Stirn und Mähne werfend. Er ist das lange Stehen gewöhnt; aber heute wird es dem Alten doch ungewöhnlich sauer, und einmal legt er sich sogar in die Deichsel und zieht an, daß der Wagen einen Ruck bekommt, drinnen der Kutscher aus seinem Dusef auffährt und nach der Bremse am Bod greift, um sie fester anzuziehen. So wenig bei Sinnen und bei Willen ist aber Mauriz Felber, daß er die Bremse auf-statt zudreht. Dann sinkt er mit einem seltsamen Laut in seine Wagenecke zurück, die kleine Anneliese noch gerade wieder ertastend, die im Schlaf leise lacht.

Still, emsig rieseln die Flocken.

Zwei Schultern kommen des Weges. Sie werfen sich mit Schnee, haben rote, kerngesunde Gesichtler und übermütige Augen. „Hühi!“ ruft der eine im Vorbeigehen dem Droschkengaul zu.

„Kaiser“ fährt zusammen, fährt auf, fährt an. Es ist ihm, der Meister habe befohlen. Und die Glieder sind ihm so steif, der Leib so schwer, daß er gleich einer befreiten Kugel ins Rollen kommt. Einmal im Gange, schlägt er einen Galopp an, einen ganz jugendlichen Galopp.

„Kaiser“ kennt die Stadt. Jedem Hindernis, jedem entgegenkommenden Fahrzeug weicht er aus, galoppiert weiter, bis die Straße sich lenkt. Dort geht es dem Stadtwald zu, den schönen Wandelwegen der Sonntagsbummler.

Steil hinab geht hier die Fahrt. „Kaiser“ wundert sich in seinem Pferdegehirn, daß der Meister die Bremse nicht anzieht. Und plötzlich spürt er an seinen Hinterbeinen einen harten Schlag. Ein Strang hat sich gelöst, und das Wagenscheit schlägt ihm ein, zweimal gegen die Knochen. Das Pferd erschrickt. Schwer drückt der Wagen hinter ihm. Wie närrisch faucht „Kaiser“ mit ihm strahab. Das Scheit peitscht ihn.

Niemand zügelt ihn, niemand zieht die Bremse. Drinnen im Wagen schläft die kleine Anneliese. Jugend schläft fest. Und drinnen im Wagen wacht Mauriz Felber nicht auf. Das Herz, dessen Schlag immer leiser geworden, steht still. Tote schlafen fester noch als Kinder.

In den Straßen wenden sich Leute um, verfolgen das dahinstrebende Gefährt mit den Blicken. Einer eilt eine Weile nach. Aber „Kaiser“ ist heute schnell wie ein Rennpferd. Schon hat er die Stadt hinter sich gelassen. Schon biegt er in eine Waldstraße ein.

Höher liegt hier der Schnee. Die Straße ist wieder eben. Tannen stehen zu beiden Seiten, hoch, verschneit, stocksteif.

Des Schimmels Flanken fliegen. Dampf raucht aus seinen Rüstern. Auf einmal schwankt er nach rechts, nach links. Die Deichsel kracht. Ein neuer Ruck. Unter einer uralten Kiefer, seitab vom Weg bleibt der alte „Kaiser“ liegen. Quer sperrt der Wagen die Straße.

Die kleine Anneliese ist emporgesprungen. Was war das? Hat sie geträumt? Aber der Wagen fährt nicht. Und der Großvater schläft noch immer. Da legt auch sie den Kopf in seinen Mantel zurück. Sie schlummert nicht mehr ein, liegt nur, äugelt ins Halbdunkel und hört den rieselnden Schnee. Minuten vergehen. Da ertönt ein Hupen und das Stampfen und Stoppen eines Kraftwagens. „Was ist denn da los?“ fragt eine Stimme. Ein Mann besteht das tote Pferd, und beugt sich unter das Wagenverdeck.

Die kleine Anneliese ist ein wenig erschrocken. Aber der Fremde hat ein gutes Gesicht. Zutraulich löst sie sich aus den Hüllen. „Großvater“, mahnt sie, „Du mußt fahren!“

Da hebt sie der fremde Mann schon aus dem Wagen und stellt sie in den Schnee. Sie sieht den „Kaiser“ liegen. Die Junge hängt ihm aus dem Maul. Schon haben Flocken ihn fleißig bestreut. Schon trägt er an Ohren und Mähne weiße Krausen. Und wie — wie sind sie denn allesamt in den Wald gekommen?

Der Fremde macht sich am Fuhrwerk zu schaffen. Jetzt beugt er sich zurück, wendet sich zu dem verängstigten Kinde: „Wie kommt Ihr hierher? Was ist denn mit Euch?“

„Der Großvater wartet auf Kundschaft“, gibt Anneliese Auskunft.

Rührung ergreift den Fremden. Er merkt, daß die Kleine nichts ahnt. „Wie heißt der Großvater?“ fragt er.

„Mauriz Felber“, antwortet die Kleine. „Er ist der letzte Droschkemann in der Stadt. Er ist stolz, daß er immer noch da ist.“

Der Fremde steht ein, daß er allein die Fuhre, die da am Ende angelangt ist, nicht fortbringen kann. Er will Hilfe holen. „Komm!“ mahnt er rasch entschlossen das Kind und hebt es ins Auto, setzt sich selber zu ihm.

„Der Großvater —“ widerstrebt Anneliese.
„Der Großvater schläft“, antwortet der Fremde.

Der Kraftwagen biegt über den Waldsaum um das Fuhrwerk herum.

Der kleinen Anneliese helle Augen strahlen: Heil! Zum ersten Male fährt sie in einem Auto! Lang vor dem Großvater wird sie wieder in der Stadt sein. Und sie findet das Auto und das Neue herrlich, herrlich unbewußt die neue Zeit, so herrlich, daß sie gar nicht mehr an den Großvater denkt und nicht mehr an den alten, weißen „Kaiser“ am Boden im Schnee.

Still ist der Wald. Steif und verschlafen stehen die Tannen und Kiefern. Still und emsig rieseln die Flocken über sie und das weiße Pferd und das Lederverdeck, unter dem der letzte Fuhrmann — schläft.

Ich stürze ab...

Eine Fliegererinnerung von Reinhold Otto.

Ich weiß es noch wie heute: es war ein windstiller, grauer Nachmittag und ich war ganz allein in der Luft, damals 1913, über dem sonst so belebten Flugplatz Johannisthal.

Es war mein sechster Alleinflug. Ich wollte mal hoch hinauf, — nicht immer nur so in Zeppelinhallenhöhe um den Platz kreisen.

Aber was war denn heute nur los! Meine „Taube“ flog ja miserabel. Eine ganze Weile schon ziehe ich am Höhensteuer, ziehe und ziehe, aber die Riste will durchaus nicht steigen. Sie reagiert auch nicht mehr so richtig auf das Seitensteuer, der Motor läßt langsam nach, — wie eine reife Pflaume hänge ich schließlich am Himmel.

Mir wird immer unbehaglicher zu Mute. 300 Meter war ich schon mal hoch — jetzt sind es nur noch 200, also sinke ich bei voll laufendem Motor — da stimmt doch etwas nicht! Wenn ich nur wüßte, was!

Mitten über dem Platz, wo ich eigentlich gar nicht hin wollte, fasse ich plötzlich den Entschluß: Gas weg und runter! Ich reiße den Hebel zurück, der Motor verstummt und ich erwarte — selbstverständlich — daß die Maschine sich jetzt sanft vornüber neigt und der Gleitflug beginnt.

Aber was ist das schon wieder! Es geht ja rückwärts hinunter! Verflucht nochmal! Was mach ich jetzt? Tiefensteuer, um die Maschine doch noch vornüber zu zwingen?

wollig wirkungslos! Plötzlich weiß ich's — wie ein Stich durchsticht es mein Herz — gar nichts kann ich machen: ich stürze!

Meine Augen starren in die Tiefe. Sonderbar, der grüne Teppich da unten steht ja ganz still. Sonst saukt er doch immer so unter der Maschine hinweg. Ich muß also ziemlich senkrecht von oben kommen. Und wie rasend schnell die Erde auf mich zu stürzt! Jetzt dreht sich das Flugzeug nach links über den Flügel, will sich gerade auf den Kopf stellen, da... kracht, und schon fliege ich im hohen Bogen durch die Luft, ins Gras, überschlage mich einige Male und bleibe regungslos liegen.

Das erste was ich — nach Sekunden — denken kann, ist: tot oder auch nur bewußtlos bist du nicht! Was aber ist sonst geschehen? Armbruch? Beinbruch? Läuft irgendwo Blut? Ich probiere ruhig liegenbleibend erst den linken, dann den rechten Arm, dann das eine Bein und das andere. Scheint ja alles ganz zu sein. Schmerzen? Auch keine. Ich befühle Gesicht und Kopf. Nirgends Blut. Also alles in Ordnung.

Das Flugzeug? Wenn ich es sehen will, muß ich mich umdrehen. Noch im Liegen wende ich langsam den Kopf. Ach du meine Güte, das ist ja ein schöner Bruch! Fast senkrecht und reichlich zerknittert stehen die Flächen im Gras, der Rotor muß tief im Boden stecken oder vollständig weggebrochen sein. Der Rumpf ragt gen Himmel, ist aber in der Mitte auseinandergeborsten, der Schwanz mit den Steuerflächen neigt sich traurig zur Erde, ein Fahrgestell scheint überhaupt nicht mehr vorhanden zu sein. Wie bist du nur aus diesem Trümmerhaufen unverletzt herausgekommen?

Jetzt sehe ich in die Runde. Von allen Seiten — aber noch entfernt — kommen sie angeläufen. Ganz kleine, eifrig strampelnde Mänerchen. Ich denke: so zu rennen brauchen sie ja nun nicht. Ich bin ja heil, und mit dem Trümmerhaufen ist's nicht so eilig. Also stehe ich auf und winkle. Sie begreifen sofort: wie auf Kommando geht alles im Schritt.

Es dauert noch ein Weilchen, dann kommt — ganz außer Atem — als erster mein Fluglehrer an. Ich gebe ihm einige Schritte entgegen. Stumm drückt er mir die Hand. Sagt vorläufig kein Wort. Andere kommen, bestaunen erst den Trümmerhaufen, dann mich. Gratulieren mir. Anordnungen werden getroffen, um die traurigen Reste fortzuschaffen.

Wir wandern zurück durch das Gras auf unseren Schuppen zu. Mein Fluglehrer geht neben mir. Endlich gewinnt er die Sprache wieder: „Aber nun sagen Sie mir bloß, wie konnten Sie mir das antun? Gerade Ihnen hätte ich so was ja nie zugebraut. Wir sahen das Unglück ja kommen. Schön haben Sie mich blamiert!“

„Aber wie? Habe ich denn was verkehrt gemacht?“

„Und du fragst Sie noch? Sie haben die Riste doch dauernd überzogen und wie überzogen. Die mußte ja schließlich nach hinten abrutschen. Daß Sie das aber nicht rechtzeitig gemerkt haben! Sie brauchen doch nur etwas mit dem Höhensteuer nachzugeben und schon war alles in Ordnung. Jetzt haben wir den Totalbruch!“

Plötzlich war mir alles klar! Ich Dummkopf! Ohrfeigen hätte ich mich können! Eine Rut hatte ich plötzlich. Zugleich aber empfand ich doch starke Freude. Das ganze Unheil war also nur die Folge eines fliegerischen Fehlers, den ich jetzt eingesehen hatte. Ein zweites Mal wird mir das nicht wieder passieren. Mein Selbstvertrauen war wieder da, alle Zweifel endgültig beseitigt.

Am Schuppen angelangt, wollte ich mich in eine andere Maschine setzen, wollte sowohl meine wie die Ehre meines Fluglehrers wieder herstellen. Mein Lehrer aber nahm mich am Schlafittchen und meinte: „Ne, mein Lieber. Für heute genügt der Bruch von vornhin. Seien Sie froh, daß wir keinen Kranz zu kaufen brauchen!“ — Und damit hatte er ja schließlich auch recht.

Pointe am Gänsemarkt.

Kleine lustige Sache von Klaus Feldewert.

Wir waren drei Tage in Hamburg. Am ersten Tage fand Brigitte, es sei in der Tat richtig, daß man in dieser Stadt mehr gut angezogene Männer finde, als irgendwo anders, zum Beispiel in Berlin. Am zweiten Tage tat sie einen Schritt weiter und machte mir mit halber Stimme Vorhaltungen wegen der etwas unbesorgten Art, in der ich mit Krawatten umgehe. Am dritten Tage war sie vollends von der Gutangezogenheit der Hamburger begeistert und erklärte rundweg, es sei ihr jetzt erst aufgefallen, wie simpel, ganz ohne Rücksicht auf die Form meines Kopfes und Schnitt meines Gesichtes, ich mein Haar trage.

„Ich wasche es alle Tage, ich gehe jeden zweiten Freitag zum Schneiden, ichbürste es morgens und fämme es untertags gelegentlich noch einmal durch! Das muß genug sein!“ wehrte ich ab. „Und es ist eben nicht genug! Deine Abneigung gegen ganz frisch gebügelte Hosen ist ebenso lächerlich, wie Deine immer etwas unordentliche Frisur! Vermutlich besteht nur Deine Eitelkeit darauf, daß Du immer etwas wie ein Junge aussehst, der gerade vom Spielen von der Straße kommt. Herrenhaft ist das nicht! Ich liebe Dich, aber Du mußt Dich wirklich besser frisieren!“

„Soll ich irgendetwas in das Haar hineinmischen, soll ich den Nacken scharf ausrasiert tragen oder wünschst Du gar, daß ich des Nachts eine von diesen Dingern anziehe, diesen Frisierhelmen oder Hauben, oder wie sie nun heißen?“

„Es ist schließlich einerlei, was man tut, um gut auszusehen!“

„Also dann wollen wir abreisen, damit Du Ruhe vor dieser hamburgischen Ueberpflegtheit bekommst!“

Ich rief nach dem Kellner und fragte nach den Flugverbindungen. Es war eine etwas ungemütliche Stimmung zwischen Brigitte und mir. Und als es hieß, das nächste Flugzeug gehe erst in drei Stunden, wußte ich ernstlich nicht, wie wir diese drei Stunden totschlagen sollten, ohne über meine Frisur oder über meine weiten Hosen oder über meine Hemdbünde ohne Manschettenknöpfe zu sprechen. Wir gingen aus lauter Verlegenheit spazieren. Einfach in den Straßen der Stadt herum. Jedesmal, wenn ein